



Susanne Heim

Zuflucht und Utopie

Österreichisch-jüdische Emigration in die Dominikanische Republik

Abstract

The Dominican Republic is nowadays considered an ultimate holiday paradise by most Europeans. It is less known that this small state in the Antilles served as a place of refuge from Nazism for Austrian, German and Czech Jews during the Second World War. While most countries closed their borders to the flood of refugees after the ‚annexation‘ of Austria, it was - of all places - this dictatorial Caribbean island state that offered refuge to the persecuted. The American Jewish Joint Distribution Committee built an agricultural model project in Sosúa on the country’s northern coast, which was modelled on Kibuzzim and was laid out for tens of thousands of refugees. However, only a few hundred reached the island; they included many Viennese.

The history of this settlement project reveals the developmental lines of the twentieth century: the democratic states’ capitulation in the face of the German anti-Jewish policies, the concept of an agricultural project based on socialist ideas and its failure and, finally, migration as a modernising catalyst.

Der Historiker Emanuel Ringelblum, Begründer des Untergrundarchivs im Warschauer Ghetto, hat die dort lebenden Juden aufgefordert, ihre alltägliche Geschichte aufzuschreiben, auch angesichts der sich abzeichnenden Katastrophe. Je mehr sich die Lage der Juden verschlimmere, so Ringelblums Credo, desto mehr drohe die Vergangenheit, betrachtet durch das Prisma immer größerer Leiden, zu verschwinden, die Erinnerung an sie zu verblassen.

Das Beispiel der jüdischen Siedlung im dominikanischen Städtchen Sosúa scheint Ringelblum recht zu geben. Vor dem Hintergrund der Shoah ist die jüdische Flüchtlingsiedlung in der Dominikanischen Republik nahezu in Vergessenheit geraten – auch und ausgerechnet in Österreich. Und dies, obwohl das Projekt Sosúa seine Wurzeln eigentlich in Österreich hat und obwohl die größte Gruppe der Siedler dort die österreichischen Juden waren. Selbst noch die Bilddokumente, die heute die Erinnerung an das verheißungsvolle Projekt wach halten könnten, stammen von einem Österreicher, Kurt Schnitzer, der sich in der Dominikanischen Republik Conrado Schnitzer nannte. In Wien war er Arzt gewesen und nach dem ‚Anschluß‘ über die Schweiz, Frankreich und Belgien in die Dominikanische Republik geflohen, wo er im Oktober 1938 ankam, als die Siedlung in Sosúa nur erst als Idee existierte. Da er als in der Dominikanischen Republik nicht in seinem alten Beruf tätig sein konnte, machte er sein Hobby zum Broterwerb und wurde Fotograf. Er arbeitete für verschiedene Zeitungen und seine Bildreportagen machten ihn zum Avantgardisten der Fotografie im Land. Warum er 1944 überstürzt das Land verließ, ist nicht bekannt. Offenbar war er, der lang Hoffotograph des Diktators gewesen war, politisch in Ungnade gefallen. Er hinterließ mehrere Tausend Fotos. 7.000 sind heute im Nationalarchiv der Republik in Santo Domingo erhalten, darunter eine Sammlung von Glasnegativen und eine

von Fotos über die jüdische Migration, von denen bislang nur sehr wenige in einem der Bücher über Sosúa veröffentlicht wurden. Einige davon werde ich in meinem Vortrag zeigen, um die Geschichte dieses nicht nur alltagsgeschichtlich interessanten Projekts auch bildlich vorstellbar zu machen.

Bei der Beschäftigung mit Sosúa stellen sich schon auf den ersten Blick eine Reihe von Fragen: Wie kam es dazu, dass ausgerechnet ein Diktator, der noch dazu erklärter Rassist war, den Juden, die aus dem nationalsozialistischen Deutschland flohen, Asyl bot? Warum kamen letztlich nur wenige Hundert Flüchtlinge dorthin, obwohl Millionen in ganz Europa von der Judenverfolgung bedroht waren und nichts sehnlicher wünschten, als den Kontinent zu verlassen? Welche Hindernisse standen der Aufnahme der Flüchtlinge entgegen? Welche Schwierigkeiten hatten sie zu überwinden beim Aufbau der Siedlung? Und warum haben sich die meisten darum bemüht, sobald wie möglich den friedlichen Karibikort wieder zu verlassen?

Projektiert war viel mehr als eine Zuflucht. Sosúa sollte nicht einfach nur ein Auffanglager für Flüchtlinge aus Europa sein. Die Gründer des Projekts sahen darin die Chance, eine Utopie zu verwirklichen: ein landwirtschaftliches Siedlungsprojekt mit demokratisch-sozialistischem Anspruch, das sowohl die eigenen Mitglieder ernähren als auch zur wirtschaftlichen Entwicklung des armen und als rückständig geltenden Karibikstaats beitragen würde. Und sie waren nicht die einzigen, die in Sosúa ihr Zukunftsideal realisiert sehen wollten. US-amerikanischen Migrationsexperten und nicht zuletzt auch Präsident Roosevelt galt die kleine Flüchtlingskolonie als Experimentierfeld für eine Gruppenansiedlung in unerschlossenen Regionen und letztlich für eine gezielte Bevölkerungsregulierung auf wissenschaftlicher Grundlage.

Doch der Reihe nach: Die Vorgeschichte Sosúas beginnt in Österreich. Der ‚Anschluß‘ des Landes an NS-Deutschland ließ die Zahl der Jüdinnen und Juden, die vor Verfolgung und im März 1938 erstmals auch vor explodierender Pogromgewalt flohen, binnen Tagen in die Höhe schnellen. Nachdem die Nachrichten über die Pogrome in Wien durch die Weltpresse gegangen waren, wuchs der öffentliche Druck auf die US-Regierung, ihre restriktive Einwanderungspolitik zugunsten der Juden zu lockern, enorm. Doch das Thema war heikel und der Gegendruck kaum minder stark. Die Mehrheit des US-Kongresses war entschieden gegen eine Liberalisierung der Flüchtlingspolitik, und der Antisemitismus durchaus auch in den USA virulent. Roosevelt fürchtete um seine Wiederwahl.

Knapp zwei Wochen nach dem ‚Anschluß‘ trat er die Flucht nach vorn an. Auf Anraten des State Departments lud er zu einer internationalen Konferenz ein, auf der über das Problem der rasch wachsenden Flüchtlingsbewegung in und aus Europa beraten werden sollte. Damit war denjenigen, die die US-Regierung zum Handeln drängten, erst einmal der Wind aus den Segeln genommen, ohne dass Roosevelt eine Öffnung der Grenzen versprochen hätte. Und schon in der Einladung zur Konferenz sicherte er auch den Teilnehmerstaaten zu, dass von ihnen keine Änderung ihrer Einwanderungsgesetze erwartet werde. Dahinter stand die unausgesprochene Erwartung, dass sich die dünn besiedelten und wirtschaftlich wenig entwickelten Staaten Lateinamerikas oder auch Australien bereit finden würden, die Flüchtlinge ins Land zu lassen, um die vermeintlich ‚leeren Räume‘ zu besiedeln bzw. überhaupt erst einmal urbar zu machen.

Die Erwartung erfüllte sich nicht. Die Konferenz, die Anfang Juli 1938 in Évian am Genfer See zusammentrat wurde ein Flopp. Die Repräsentanten der 32 Teilnehmerstaaten bekundeten zwar einer nach dem anderen ihr Mitgefühl mit den Flüchtlingen, erklärten jedoch alle, ihr Land sei leider nicht in der Lage, weitere Menschen aufzunehmen.

Eine Ausnahme bildete allein der Vertreter der Dominikanischen Republik, Virgilio Trujillo Molina, ein Bruder des dominikanischen Diktators Rafael Trujillo, der den Inselstaat seit 1930 regierte. Bei internen Verhandlungen machte Trujillo Molina in Évian zunächst das Angebot, 10.000 Flüchtlinge in der Dominikanischen Republik anzusiedeln; später wurde die Zahl auf 100.000 erhöht. Das Angebot war zwar einerseits hoch willkommen, wurde aber gleichwohl von Eingeweihten mit Skepsis aufgenommen. Zum einen gab es Zweifel, ob die Dominikanische Republik wirklich so viele Einwanderer aufnehmen könne und wolle. Dagegen sprach die im Allgemeinen eher restriktive Einwanderungspolitik des Inselstaats. Von den 2.000 Visaanträgen, die Flüchtlinge aus Europa in den ersten vier Monaten nach der Évian-Konferenz gestellt hatten, waren lediglich zwanzig positiv entschieden worden.



Familie Trujillo

Von Dezember 1938 an wurde eine Einwanderungssteuer von 500 US-Dollar pro Kopf für Afrikaner und Juden erhoben, von März 1939 an explizit für ‚Angehörige der semitischen Rasse‘ (St. Louis). Hingegen war Personen mit ansteckenden Krankheiten, Epileptikern, psychisch Kranken und „Idioten“ sowie allein reisenden Frauen, die nicht in der Lage seien, „die zuständigen Einwanderungsbeamten von ihrem ehrenwerten Ruf zu überzeugen“, die Einreise verboten. Vor allem aber lag die Skepsis in der Person des Despoten Trujillo begründet, der die Opposition im eigenen Land mit brutalen Methoden verfolgte und sich selbst in einem geradezu bizarren Personenkult als ‚Wohltäter des Vaterlands‘ feiern ließ. Trujillo hatte aus seiner Bewunderung für Hitler und Mussolini in den vorangegangenen Jahren kein Hehl gemacht. Dennoch waren ihm die jüdischen Flüchtlinge, die vor Hitler flohen, gerade recht – weil sie weiß waren. Denn nach Ansicht des dominikanischen Despoten war auch die Bevölkerung seines Landes eigentlich europäischen Ursprungs im Gegensatz zu den Bewohnern des Nachbarlands Haiti.



Trujillo hatte bereits mehrere Versuche unternommen, Europäer anzusiedeln (darunter Deutsche und Finnen) in der Hoffnung, sie würden Einheimische heiraten und dadurch die Hautfarbe seiner Landsleute ‚aufhellen‘. Und auch er persönlich pflegte seinen Teint mit Aufhellungscreme. Gegenüber den Haitianern herrschte und herrscht zum Teil bis heute eine rassistisch konnotierte Geringschätzung, die sich u. a. an der Hautfarbe festmachte. Daneben hatte Trujillo noch ein aktuelles Motiv für sein Angebot: Im Oktober 1937, also ein Dreivierteljahr vor der Évian-Konferenz, hatte es im Grenzgebiet zwischen der Dominikanischen Republik und Haiti ein Massaker gegeben, zu dem der Diktator seine Landsleute persönlich angestiftet hatte und dem 15.000 bis 20.000 Haitianer zum Opfer gefallen waren.

Die US-Regierung, die ihn lange protegiert hatte, war nach dem Massaker von ihm abgerückt. Einen Bruch mit den USA jedoch konnte er sich schlicht nicht leisten. Die Dominikanische Republik war stark verschuldet und wirtschaftlich von den Vereinigten Staaten extrem abhängig. Indem Trujillo nun ein Angebot unterbreitete, das Roosevelts diplomatischem Vorstoß in Évian doch noch einen Erfolg zu beschern versprach, bot sich die Chance, die verspielten Sympathien zurückzugewinnen.

Zudem hielten dominikanische Fachleute die Ansiedlung von Flüchtlingen für ökonomisch wünschenswert – vorausgesetzt, diese brachten auch Geld ins Land. Der Honorarkonsul der Dominikanischen Republik in Wien schlug bereits im Juni 1938 vor, von den jüdischen Hilfsorganisationen zu verlangen, dass sie eine hinreichend große Summe Geldes an dominikanische Banken überwiesen. Das Geld sollte der Kontrolle der dortigen Regierung unterliegen, so dass diese die Gewissheit habe, dass die Einwanderer dem Land nicht zur Last fielen, sondern das Kapital im Gegenteil der einheimischen Wirtschaft zum Vorteil gereiche. Wenn das Siedlungsprojekt in Sosúa trotz der Zweifel an der Seriosität von Trujillos Angebot zustande kam, so lag dies in erster Linie am Joint. Die amerikanisch-jüdische Hilfsorganisation stellte nicht nur das Geld für den Ankauf von Land, die Anreise der Siedler aus Europa in die Karibik und die Ausrüstung des Landwirtschaftsbetriebs zur Verfügung, sondern auch das Personal.

Die vom Joint gegründete Siedlungsgesellschaft DORSA kam für die Überfahrt von Europa – 200 US-Dollar pro Person – sowie für die Grundausrüstung, in Höhe von 1.000 bis 1.200 US-Dollar pro Kopf auf. Den entsprechenden Kredit sollten die Siedler binnen zehn bis fünfzehn Jahren zurückzahlen. Zudem veranschlagte die DORSA 500 Dollar pro Siedler und Jahr an laufenden Kosten.

Vorgesehen war eine Mischung aus Individual- und Kollektivwirtschaft, d. h. die Siedler bekamen zum einen etwas Privatland und einen kleinen Grundstock an Vieh zugeteilt, um für den Eigenbedarf zu wirtschaften. Falls Überschüsse erwirtschaftet wurden, so verpflichtete sich die Siedlungsgesellschaft, diese aufzukaufen, um einen Anreiz zur Mehrproduktion zu schaffen. Zum anderen gab es Gemeinschaftsbetriebe (u. a. zur Verarbeitung der Agrarprodukte etwa eine Meiereigenossenschaft, aber auch im Dienstleistungssektor), die kollektiv betrieben wurden und in denen die Siedler gegen Lohn arbeiteten.

Bei den Zielvorstellungen des Joint von dem Siedlungsprojekt dürfte auch die Idee vom ‚neuen Menschen‘ Pate gestanden haben. Die Sozialstruktur des Judentums galt gemeinhin – und auch jüdischen Soziologen – als ‚ungesund‘. Juden gehörten in den meisten europäischen Staaten überwiegend städtischen Berufsgruppen an. Sie waren in erster Linie in Handel, Handwerk und freien Berufen tätig – und damit anfällig für die notorischen Boykottversuche der Antisemiten. Juden jedoch, die sich von ihrer Hände Arbeit und auf eigener Scholle selbst ernähren konnten, waren gegen derartige Boykotte weitgehend gefeit. Entsprechend wurden als Siedler vornehmlich junge gesunde Männer angeworben, möglichst ohne familiären Anhang. Dies kam auch den Vorstellungen Trujillos entgegen, der ja gerade wollte, dass die weißen Einwanderer sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischten und nicht unter sich blieben.

Als die beiden Gründerväter des Projekts sind Joseph Rosen und James Rosenberg zu nennen.



Rosenberg – hier bei der Unterzeichnung des Vertrags zwischen der vom Joint gegründeten Siedlungsgesellschaft DORSA und der dominikanischen Regierung im Januar 1940 – war Rechtsanwalt in New York und einer der Vorsitzenden des Joint. Schon bei der ersten Sondierungsreise in die Dominikanische Republik freundete er

sich mit Trujillo an und ließ sich wohl auch von den pompösen Empfängen beeindrucken, die der Diktator für seine amerikanischen Gäste ausrichtete. Rosenbergs Verdienste um Sosúa lagen vorrangig auf diplomatischem Gebiet: Er war einer der wichtigsten Verbindungsmänner des Joint zum State Department, ohne dessen Unterstützung die Hilfsorganisation glaubte, das Projekt überhaupt nicht in Angriff nehmen zu können. Rosenberg gab die Devise aus: „Unsere Regel muss sein: Im Zweifelsfall fragen wir das State Department!“ Dies bedeutete aber auch, dass im Konfliktfall die außenpolitischen Belange der USA vor den Interessen der Flüchtlinge bzw. den humanitären Zielen des Joint rangierten. Dazu später mehr. Für die Siedler wichtiger war hingegen Joseph Rosen.

Er hatte in den frühen 1920er-Jahren den Agrojoint aufgebaut, eine Organisation zur Ansiedlung von Juden in landwirtschaftlichen Kolonien auf der Krim und in der Ukraine. Nachdem er zunehmend Probleme mit den Behörden in der stalinistischen Sowjetunion bekommen hatte, war er in die USA zurückgekehrt und sah in Sosúa nun eine Möglichkeit, sein landwirtschaftliches Fachwissen, sein Charisma und seinen Aufbauelan in ein neues Siedlungsprojekt zu stecken. Die jüdischen Siedlungen in der Sowjetunion blieben für ihn auch weiterhin Vorbild. Allerdings lehnte er Zwangsmethoden, wie sie im Rahmen der stalinistischen Kollektivierung angewandt wurden, ab und vertrat das Ideal eines demokratischen Führungsstils. Zu seinen Grundüberzeugungen gehörte es, dass die Siedler nicht nur für den eigenen Lebensunterhalt wirtschaften, sondern auch zur ökonomischen Entwicklung des Landes beitragen sollten. Außerdem legte er Wert darauf, dass sie nicht zu bloßen Grundbesitzern würden, die nur noch die einheimischen Dominikaner für sich arbeiten ließen.

Rosen war unter den Sosúa-Siedlern äußerst beliebt. Doch diese Sympathie beruhte nur bedingt auf Gegenseitigkeit, und Rosen blieb dem Projekt in Sosúa auch nicht lange erhalten. Schon nach einigen Monaten musste er die Insel aus gesund-



heitlichen Gründen für längere Zeit verlassen. Hinzu kam seine Enttäuschung über das „schlechte Siedlermaterial“ wie er sich ausdrückte. Rosen verlangte von den Siedlern vollen Einsatz wie er ihn von den Juden gewohnt war, die er in der Sowjetunion betreut hatte. Den Flüchtlingen aus Deutschland und Österreich hingegen schienen die richtige Siedlermentalität und der nötige Enthusiasmus zu fehlen. Viele von ihnen verfolgten nach Ansicht Rosens viel zu sehr ihre Eigeninteressen, waren zu sehr großstädtisch-europäisch sozialisiert, um die Entbehrungen eines Siedlerlebens klaglos in Kauf zu nehmen:

„Die größeren Jungen hatten schon zu viele Erfahrungen mit Mädchen. Sie sind alle mehr oder weniger verdorben durch das gute Leben, das sie in England hatten. Einige haben bei reichen Leuten gelebt, andere haben schon ein paar Pfund pro Woche in einer Munitionsfabrik verdient. Und selbst die, die in den verschiedenen Lagern gelebt haben, bilden sich ein, über kurz oder lang zu verhungern, wenn sie nicht allmorgendlich Eier und Speck und zum Mittag- oder Abendessen ein Stück Fleisch serviert bekommen.“

Vonseiten der Siedler sah dies natürlich anders aus.

Die ersten von ihnen landeten im Mai 1940 in Santo Domingo. Von dort fuhren sie in Bussen an die Nordküste der Insel, wo in den Gebäuden einer ehemaligen Plantage der United Fruit Company die ersten notdürftigen Unterkünfte eingerichtet worden waren.

Zu einer der ersten Gruppen, die in Sosúa ankamen, gehörte auch Felix Bauer, ein Musiker und Künstler aus Wien. Von ihm sind nicht nur die Lebenserinnerungen im Leo-Baeck-Institut erhalten, die er viele Jahre später verfasst hat, sondern auch einige Zeitungsartikel. Er schrieb über das Projekt in Sosúa für das in Wien erscheinende Jüdische Nachrichtenblatt.

REPUBLICA DOMINICANA
SECRETARIA DE ESTADO DE LO INTERIOR Y POLICIA
NEGOCIADO DE INMIGRACION
CONVENIO DE FOMENTO DE RESIDENTES DE
EUROPA CON LA LEY No. 82

Director Genl. de Inmigración,
CIUDAD TRUJILLO, R. D.

Yo, FELIX KARL BAUER he sido admitido en
la República Dominicana como inmigrante y solicito un Permiso de Residencia.

1.- Incluyo sello de Rentas Internas, N.º _____, serie de Inmigración, por los derechos
que en la presente se detallan: _____

2.- Incluyo recibo por el pago en efectivo del tanto requerido por la Ley autorizada visa de
acuerdo Artículo No. 7229, de fecha Mayo 24 de 1940, Secretaría de Estado
Interior y Policía.

Envío mis fotografías de frente y una de perfil idénticas a las q. han sido adheridas a esta solicitud.
Los detalles relativos a mi llegada a la República Dominicana y mis generales son los siguientes:
Puerto de entrada Ciudad Trujillo, fecha de entrada Septbre. 27, 1940
Procedencia New York medio de transporte vapor "Cosmo"
edad 46 años raza Europea color Blanco profesión Agricultor
estado Soltero peso 170 lbs. estatura 1.70 nacionalidad Austriaco
de las que Chetabos país de origen Vienna, Austria
señales particulares visuales manchas rojizas en la cara color del pelo castaño
Residencia SOSUA - PUERTO PLATA, R. D.
Reg. de Extranjeros, Tarj. No. _____ Cód. No. _____ Fecha _____
Valor del impuesto 3.00 Felix Karl Bauer
FOTOGRAFIAS DEL SOLICITANTE
Esta solicitud es correcta y ha sido suscrita
y jurada ante mí en
Santo Domingo
26 OCT 1940
27773

Einwanderungsformular Fritz Bauer

Während Rosen das Hauptproblem in den charakterlichen Mängeln der Neuankömmlinge und ihrer Herkunft aus dem bürgerlichen Milieu Wiens oder Berlins gesehen hatte, so eröffnet Bauer einen Blick auf das Siedlungsprojekt aus der Perspektive der Flüchtlinge, die in Sosúa zu Siedlern gemacht werden sollten.

Bauer war nach dem ‚Anschluß‘ Österreichs in die Schweiz geflohen und hatte über ein Jahr lang im Flüchtlingslager Diepoldsau in Graubünden gelebt. Ähnliches traf auch auf etliche seiner Landsleute zu, mit denen er später gemeinsam die Siedlung in Sosúa aufbaute. Die Dominanz der Österreicher in dem Projekt hängt wahrscheinlich auch damit zusammen, dass die Siedler vor allem in Flüchtlingslagern in der Schweiz und in Frankreich rekrutiert wurden. Dort hatten nach dem ‚Anschluß‘ viele österreichische Juden Aufnahme gefunden, während die deutschen meist weniger plötzlich ihr Land verlassen und daher anderweitig Unterkunft gefunden hatten.

Damals galt für die Flüchtlinge in den Lagern der Schweiz Arbeitsverbot. Der eingeschränkte Bewegungsradius und die Geldknappheit wirkten sich auf die Dauer deprimierend auf die Flüchtlinge aus, so dass sie in der Regel froh waren über jede Möglichkeit, das Lager verlassen zu können.

Die DORSA verlangte von den künftigen Siedlern, die sie in den Lagern rekrutierte, dass sie jung und gesund waren, möglichst ohne familiären Anhang und mit landwirtschaftlicher Ausbildung und dass sie sich verpflichteten, auf Dauer in Sosúa zu bleiben.

Bauer berichtete, dass er bei seiner Anwerbung für Sosúa zunächst von einem Arzt auf seinen Gesundheitszustand hin untersucht wurde und dass er eine Verpflichtungserklärung zur dauerhaften Übersiedlung in die Dominikanische Republik unterschrieb, ohne überhaupt zu wissen, wo das Land lag. Wie aus seinem Einreiseformular ersichtlich, hatte er sich – wie viele andere auch als Landwirt eintragen lassen, um seine Chancen auf Aufnahme in das Siedlungsprojekt zu erhöhen.

Die Gruppe, zu der Bauer gehörte, kam am 25. September 1940 in Santo Domingo an. Seinen ersten Eindruck vom eigentlich Reiseziel fasst er folgendermaßen:



„Sosúa war ein blühender Ort, als die United Fruit Company dort residierte, doch inzwischen war er auf einige erbärmlich aussehende Steinhäuser heruntergekommen. Die Hauptattraktion war die wunderschöne Bucht und die Tatsache, dass rundherum etliche Meilen Land der Siedlungsgesellschaft DORSA überlassen worden waren.“

Etwa fünfzig Siedler seien bereits dort gewesen, als er in Sosúa eintraf, berichtete Bauer. Es gab ein paar Häuser und eine Baracke, die als Schlafsaal diente, einen gemeinschaftlichen Speisesaal sowie eine kleine Gesundheitsstation.



Dieses Foto der Gesundheitsstation ist mit Sicherheit später entstanden, nicht schon im September 1940 bei der Ankunft Bauers. Es zeigt aber seine spätere Frau Magda Mondschein (2. Von links), die als Krankenschwester in Sosúa arbeitete.

Nur wenige aus seiner Gruppe hätten irgendeine Verbindung zur Landwirtschaft gehabt, so Bauer weiter, obwohl die Projektidee vorsah, dass sie ausgebildete Landwirte sein sollten. Diese Idee hätten sich jedoch Stadtmenschen aus New York ausgedacht, und die Experten, die der Joint nach Sosúa geschickt habe, hätten nie in den Tropen gearbeitet. Anfangs musste Bauer alle möglichen Aufgaben übernehmen: Löcher für die Bananenpflanzen graben, Frühstück servieren, Zement für die Häuserfundamente gießen, Häuser bauen, Stroh färben etc. Schließlich fand er eine Möglichkeit, seine künstlerische Begabung nutzbringend einzusetzen. Er zeichnete Landkarten, die es bis dahin nicht gab, und entwarf Baupläne für Häuser und Möbel. Außerdem gründete er eine Gymnastikgruppe, in der die Siedler abends sportlichen Ausgleich von der Landarbeit fanden, sowie einen Chor, und er unterrichtete Musik an der Schule der Siedlung.

Die Siedlung wuchs allmählich und gab auch positive Impulse für die Entwicklung der dominikanischen Wirtschaft: Als wichtigstes ist die Einführung von Milchprodukten zu nennen, die bis dahin völlig unbekannt waren und über die siedlungseigene Gesellschaft *Productos Sosúa* im ganzen Land vermarktet wurden. Außerdem wurden verschiedene Handwerksbetriebe und Dienstleistungseinrichtungen geschaffen – eine Bäckerei, Auto- und Tischlerwerkstatt, eine Schmiede, ein Frisiersalon, ein Café.



Milchverteilung in der Genossenschaft



RESTAURANT • CAFE • OASIS •

Inneneinrichtung des Café Oasis

Im Café Oasis wurde österreichische Küche mit Wiener Schnitzel und Sachertorte angeboten. Es existierte im übrigen auch noch, als der Massentourismus in Sosúa Einzug hielt. Das waren immerhin beachtliche Anfangserfolge. Doch verglichen mit dem, was die Siedler aus ihrer Heimat gewohnt waren, war die Fallhöhe noch immer groß. Hinzu kam eine Reihe interner Konflikte. Im Januar 1941 schrieb Bauer noch halbwegs optimistisch nach Wien:

„Selbstverständlich gibt es auch Misserfolge, aus denen man aber erst recht lernt. So pflanzten wir am Anfang unseres Aufenthalts 8.000 Bananenstauden, mehrere hundert Platanos, die bananenähnliche Früchte tragen, und 2.000 Kokospalmen, alles mit einem gewaltigen Aufwand an Arbeit und Material. Dann kamen die ersten Tage der Regenzeit und setzten die Felder unter Wasser, und alles ging verloren. Es zeigte sich, dass große Drainagen notwendig sind, die jedoch erst im Sommer durchgeführt werden können. Das Ende harter, monatelanger Arbeit ist nun ein schier unübersehbarer Pflanzenfriedhof.“

Allmählich aber häuften sich die Misserfolge. Die fehlende Erfahrung mit der tropischen Landwirtschaft führte zu allerhand Fehlentscheidungen. Statt Yucca und Kochbananen, von denen sich die Einheimischen ernährten, wurden Tomaten, Paprika, Auberginen angebaut, die nicht gediehen oder für die es keinen Absatzmarkt gab. Einige der Siedler führten dies auch auf Ignoranz und Hochmut den Einheimischen gegenüber zurück.

Diese Haltung mag mit dazu beigetragen haben, dass zunehmend gegen eine der Grundüberzeugungen verstoßen wurde, die Joseph Rosen dem Siedlungsprojekt ins Stammbuch geschrieben hatte: Die Tatsache, dass die einheimische Arbeitskraft relativ billig war und die Siedler das tropische Klima nicht gewohnt waren, hatte zur Folge, dass viele von ihnen harte Arbeit zu meiden versuchten und für anstrengende landwirtschaftliche oder Bauarbeiten lieber dominikanische Arbeitskräfte anheuernten.

Das Klima war bei weitem nicht die einzige Eingewöhnungshürde. Viele Siedler vermissten ihre vertraute Umgebung, den Komfort, das Kulturangebot und andere Dinge, die sie in Wien lieben gelernt hatten. Zwar gab es auch kleine Theateraufführungen und gelegentlich ein Konzert. Dafür sorgte u. a. Judith Kibel. Sie lud selbst alle drei Monate zum Klavierkonzert ein und erwartete, dass sich ihre Gäste auch entsprechend anzogen: „Frau Kibel legte Wert auf Etikette. Trotz der Hitze waren Sakko, Schlips und Kragen vorgeschrieben“, erzählte ein anderer Siedler über diese Konzerte.

Die in Ungarn gebürtige Pianistin war als Kind mit ihren Eltern nach Wien gekommen und hatte am dortigen Musikonservatorium studiert. Nach dem ‚Anschluß‘ war auch sie gemeinsam mit ihrem Mann in die Schweiz geflohen und hatte dort zweieinhalb Jahre verbracht, bevor sie im Dezember 1940 nach Sosúa kam. Doch war sie der Ansicht, dass Künstler in Sosúa nicht angemessen behandelt wurden. Die Administration habe kein Verständnis für Talente wie Felix Bauer gehabt, der wundervoll gezeichnet und Klavier spielen konnte. Man habe ihn „zum Bau dieser Häuser benützt“, und damit seine Hände ruiniert. Deswegen habe er Sosúa verlassen, obwohl es ihm dort eigentlich gut gefallen habe. Er wurde schließlich Professor für Kunstgeschichte in South Carolina.

Judith Kibel fehlte es in Sosúa an kulturellen Anregungen. Das Leben in einem Karibikort war ihr und vielen anderen zu primitiv und wohl auch langweilig. In einem Interview Ende der 1960er-Jahre gab sie an, „sehr, sehr, sehr“ zu bereuen, dass sie die Schweiz verlassen hatte, dieses „wunderbare und kultivierte Land“, denn in

Sosúa könne man „wirklich gar nichts machen“. 27 Jahre lang sei sie nicht mit Kultur in Berührung gekommen.

Hinzu kam ein anderes Problem, das das Experiment Sosúa überschattete: Das zahlenmäßige Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern. Unter den Siedlern gab es etwa zehnmal so viele Männer wie Frauen. Das führte auch zu Reibereien untereinander, Rivalitäten, heimlichen Liebschaften und Eifersuchtsdramen. Die Tatsache, dass die Männer aus der Flüchtlingskolonie Liebesverhältnisse mit Dominikanerinnen eingingen, verbesserte die Situation nicht unbedingt. Die europastämmigen Siedler zeigten wenig Neigung, Einheimische zu heiraten anders als von Trujillo erhofft. Sie wollten jüdische Familien gründen, und das ging nach den religiösen Grundsätzen nur mit einer jüdischen Frau. Und schließlich hatte ihnen der Joint zugesagt, ihre Angehörigen aus Europa nach zu holen, konnte dieses Versprechen jedoch schon bald nicht mehr einlösen. Als schließlich die ersten Ehen zwischen Siedlern und Dominikanerinnen zustande kamen, wurden sie zum Teil auch innerhalb des Projekts sehr kritisch gesehen. Luis Hess, der als erster eine Dominikanerin heiratete und bis vor kurzem noch in Sosúa lebte, berichtete, dass ihn der damalige Leiter des Siedlungsprojekts gefragt habe, ob er sich denn vorstellen könne, dass seine Kinder krause schwarze Haare hätten.

Soviel zu den internen Schwierigkeiten des Projekts. Sie erklären, warum so viele der Siedler Sosúa, sobald es ging, wieder verlassen haben. Die meisten sind nach Kriegsende in die USA weitergewandert, nur wenige nach Europa zurückgekehrt.

Die Frage aber, warum überhaupt nicht mehr als ein paar Hundert jüdische Flüchtlinge nach Sosúa kamen, erklärt sich eher aus den äußeren Schwierigkeiten: In der Gründungsphase wurde das Projekt politisch sowohl von der dominikanischen als auch von der US-amerikanischen Regierung unterstützt. Wie erwähnt knüpfte Roosevelt große Erwartungen daran, nicht nur im Zusammenhang mit der Évian-Konferenz. Vielmehr war er Verfechter der Idee, dass sich langfristig Frieden und Wohlstand am besten durch eine globale Migrationsregulierung gewährleisten ließen. Menschen, die in einer Region der Erde überflüssig oder unerwünscht seien (wie etwa Flüchtlinge), müsse man in einer anderen ansiedeln, wo die nötigen Ressourcen vorhanden seien, um sie produktiv einzusetzen. Im Rahmen des Geheimprojekts ‚M‘ ließ Roosevelt Anfang der 1940er-Jahre Hunderte von Studien anfertigen, um derartige Vorstellungen nach Kriegsende umzusetzen. Sosúa galt für diese Art der Siedlungssteuerung als Experimentierfeld.

Doch vor dem Kriegsende lag erst einmal der Kriegseintritt der USA. Und der hatte zur Folge, dass sich im State Department diejenigen durchsetzten, die gerade in der Einwanderung von Flüchtlingen aus NS-Deutschland und Österreich ein Sicherheitsproblem sahen: Juden, deren Familien noch im deutschen Herrschaftsbereich lebten, könnten zu Spionagediensten erpresst werden. Dies führte dazu, dass nur die erste Gruppe der Siedler in Sosúa direkt aus Deutschland kam, alle anderen jedoch aus den umliegenden Ländern, in denen Juden Zuflucht gefunden hatten.

Schon im Sommer 1940 wurden die US-Botschaften und -Konsulate in Europa vom State Department dazu angehalten, generell alle Visaanträge hinhaltend zu behandeln. Hinzu kam, dass die Überfahrt immer gefährlicher und Schiffskapazitäten im Verlauf des Kriegs ohnehin knapp wurden. Die DORSA bzw. der Joint, die das Verbot des State Departments akzeptiert hatten, Flüchtlinge aus Deutschland anzuwerben, verloren zudem ihren wichtigsten Ansprechpartner im US-Außenministerium, Robert Pell, der dem Projekt in Sosúa auch persönlich verbunden war. Ihm wurde die Zuständigkeit für Flüchtlingsangelegenheiten entzogen und stattdessen einem Diplomaten übertragen, der ein Verfechter einer restriktiven Einwanderungspolitik war.

Last but not least ist auch zu erwähnen, dass der Joint zunehmend in Finanzschwierigkeiten und in Legitimationsprobleme geriet, die sein Engagement in der Dominikanischen Republik behinderten. Die Rettung der Flüchtlinge in Europa, wo Millionen Juden ermordet wurden, hatte Vorrang vor dem Aufbau eines Zukunftsmodells, das Sosúa hätte sein sollen. Das mag in der akuten Situation durchaus verständlich und naheliegend gewesen sein – ist aber kein Grund, das Projekt dem Vergessen anheimzustellen. Denn gerade im Angesicht der existenziellen Gefahr kommt auch nach Ringelblums Verständnis, der sich ja im Zentrum dieser Gefahr befand, der Rekonstruktion der Vergangenheit eine wichtige Funktion für die jüdische Selbstvergewisserung zu. Geschichtskennntnis und Geschichtsbewusstsein waren für ihn ein kulturelles Bollwerk, und für viele säkulare Juden, die sich nicht über die Religion definierten, das Fundament jüdischer Identität. Darüber hinaus ist die Auseinandersetzung mit Sosúa auch für Nichtjuden von Interesse, nicht zuletzt, weil sich in dem Projekt auf kleinstem Raum die zentralen Entwicklungslinien des 20. Jahrhunderts widerspiegeln – seine destruktiven und konstruktiven Dynamiken: die Kapitulation vor dem Faschismus, Migration als Motor der Modernisierung, Sozialismus als Versprechen von Gleichheit und Solidarität.

Susanne Heim
Historikerin
Editionsprojekt „Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das
nationalsozialistische Deutschland 1933–1945“
heim@ifz-muenchen.de

Zitierweise: Susanne Heim, Zuflucht und Utopie. Österreichisch-jüdische
Emigration in die Dominikanische Republik,
in: S.I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. DocumentatiON. 1 (2014) 2, 122-135.
[http://simon.vwi.ac.at/images/Documents/SWL_Reader/2014-2/2014-2_SWL_Heim/
SWL-Reader-Heim.pdf](http://simon.vwi.ac.at/images/Documents/SWL_Reader/2014-2/2014-2_SWL_Heim/SWL-Reader-Heim.pdf)

SWL-Reader – Reader der Simon Wiesenthal Lectures

Lektorat: Barbara Grzelakova

S:I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. DocumentatiON.
ISSN 2408-9192

Herausgeberkomitee des Internationalen Wissenschaftlichen Beirats:
Gustavo Corni/Dieter Pohl/Irina Scherbakowa

Redaktion: Éva Kovács/Béla Rásky
Web-Editoren: Sandro Fasching/Éva Kovács/Béla Rásky
Wedmaster: Bálint Kovács
PDF-Grafik: Hans Ljung

S:I.M.O.N. ist das halbjährlich in englischer und deutscher Sprache erscheinende E-Journal des
Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien (VWI).